
Neues aus dem Alten Testament

Morgenandachten für den Deutschlandfunk¹

Kim Strübind

Montag, 9. November 2009

Der Schicksalstag der Deutschen (Psalm 18,30)

Der 9. November gilt als „Schicksalstag der Deutschen“. An keinem anderen Datum liegen die Erinnerungen an Leid und Hoffnungen in unserem Land so eng beieinander. 20 Jahre ist es her, dass die Berliner Mauer fiel und Zehntausende von Menschen aus dem Osten in den Westen „rüber machten“, wie die Berliner sagten. 71 Jahre ist es her, dass die Mauern der Synagogen in unserem Land gestürmt wurden. Sie boten keinen Schutz vor den Nazis. Damit begann die systematische Entrechtung und Vernichtung unserer jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger.

Begriffe wie „Schicksalstag“ sind einerseits problematisch, weil sie in den Bereich der politischen Mythologie gehören. Aber es gibt Daten im Kalenderjahr, die als Merkposten unentbehrlich sind: Dafür, dass wir Mauern errichten, ja Menschen buchstäblich einmauern können. Zum anderen, dass auch Mauern ein Verfallsdatum haben. Ich erinnere mich noch an den Tag, als die Berliner Mauer zum ersten Mal durchlässig wurde. Meine Frau und ich kamen aus einem Seminar an der Kirchlichen Hochschule in Berlin, als wir die Bilder der Pressekonferenz sahen, auf der das Politbüro-Mitglied Günter Schabowski ankündigte: „Privatreisen nach dem Ausland“ sind mit sofortiger Wirkung genehmigt. Und dann waren wir auch schon am Grenzübergang in der Bornholmer Straße und Teil eines großen Volksfestes, das sich ausschließlich in eine Richtung bewegte: Von Ost nach West.

Ich war nicht dabei, als in derselben Stadt 1938 die Synagogen und jüdischen Geschäfte zerstört oder geplündert wurden. Aber ich habe seit meiner Schulzeit die Schwarzweiß-Bilder nicht vergessen, die man uns zeigte. Fotos von Rauchsäulen über den jüdischen Gebetshäusern und den feixenden „Herrenmenschen“ der SA davor in ihren Uniformen.

Die meisten Christen erhoben damals nicht die Stimme für ihre jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger. Zu lange schien es eine ausgemachte Sache, dass das Judentum es nicht anderes verdient habe, weil es das Evangelium von Jesus Christus nicht angenommen hatte. Einer solchen Einstellung widerspricht der Apostel Paulus im Neuen Testament. Obwohl er, der jüdische Missionar des Christentums, in scharfen Auseinandersetzungen

¹ Ausgestrahlt vom 9.–14. November 2009.

mit den Vertretern der Synagoge stand, wusste er um die bleibende Verbindung zwischen Juden und Christen. Im Brief an die Römer spricht er vielsagend von einem göttlichen „Geheimnis“, das sich um Israel rankt. Das Judentum war für ihn wie ein Baum, dessen Wurzeln in einem uralten Versprechen Gottes an Abraham liegen. Die Christen, so Paulus, sind nachträglich eingepflanzte Äste in diesen Baum, und Gottes Verheißungen an Israel sind die Wurzel, die alles trägt. Als Christen genießen wir aus seiner Sicht ein großzügiges Gastrecht im guten Baum der großen Versprechen Gottes, die mit der Geschichte Abrahams begannen und sich im Kommen Christi vollendeten. Paulus warnte damit die Christen davor, das Judentum als angeblich überholte Religion abzuschreiben. Die Kirche hatte diese Warnung nicht gehört. Sie hatte nicht verstanden, dass mit den brennenden Synagogen und jüdischen Geschäften vom 9. November 1938 ihre eigene Glaubwürdigkeit auf dem Spiel stand. Sie hat damals – im Unterschied zum 9. November 1989 – den falschen Triumph gefeiert.

Was war so anders am 9. November 1989? Hier wurde keine kommende Diktatur begrüßt, sondern eine gehende verabschiedet. Die Kirchen mit ihren Friedensgebeten und runden Tischen haben dazu beigetragen, den Protest gewaltfrei und dialogfähig zu halten. Ohne eine solche vermittelnde Instanz hätte die Konfrontation zwischen dem Staat und den „Wir-sind-das-Volk-Rufern“ böse enden können. In den Kirchengemeinden hatten wir damals ein Gefühl, das der 18. Psalm mit den Worten beschreibt: „Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen“ (V. 30). Nein, es war nicht das Paradies, das hinter der Mauer und den Konsumtempeln zum Vorschein kam. Aber es war ein Vorgeschmack auf eine Einheit, die immer noch Gestalt gewinnen muss. So wie unsere Verbundenheit mit dem Judentum, die eine immer noch ungeklärte ökumenische Frage ist. Der 9. November hält diese Fragen offen.

Dienstag, 10. November 2009

Die Entdeckung der Weisheit (Genesis 3)

Gleich auf den ersten Seiten der Bibel erzählt das Alte Testament die Geschichte vom ersten Menschenpaar, Adam und Eva, und dem Verlust eines paradiesischen Gartens, den sie „bebauen und bewahren“ sollten. Sie halten sich allerdings nicht an die Gartenordnung und übertreten ein von Gott gesetztes Gebot. Unter der Einflüsterung eines intelligenten Schlangenwesens essen sie von den verbotenen Früchten der Erkenntnis des Guten und Bösen, entdecken dabei ihre Nacktheit und sind durch die sich einstellende Scham zutiefst verunsichert. Gott spricht für dieses nicht regelkonforme Verhalten eine harte Strafe aus und verändert ab jetzt die menschlichen Lebensbedingungen. Der Garten wird zur „no go area“, und die anfängliche Leichtigkeit des Seins geht verloren. Schmerz, Feindschaft und schweißtriende Arbeit ersetzen das beschauliche Schrebergarten-Dasein. Die christ-

liche Überlieferung hat diese Erzählung als „Sündenfall“ bezeichnet und von ihr die Vorstellung einer „Erbsünde“ abgeleitet. Alle Nachkommen Adams und Evas seien vom Ungehorsam des ersten Menschenpaares betroffen und trügen den Keim der Sünde in sich.

Ein genaueres Hinsehen lässt allerdings Zweifel an dieser Lesart aufkommen. Die hebräische Sprache kennt viele Begriffe für Sünde, aber kein einziger davon begegnet in dieser Geschichte. Die Menschen handeln gar nicht als Sünder – wie sollten sie auch, da sie Gut und Böse ja noch gar nicht kennen und damit auch nicht wissen, dass Gehorsam richtig und Ungehorsam falsch ist! Indem sie das Gebot übertreten entdecken sie vielmehr den Wert der Weisheit und den Zwiespalt der Scham. Sie verstecken sich voneinander und lernen dabei zugleich, dass es nützlich ist, bestimmte Dinge vor Anderen zu verbergen. Indem sie das Gebot übertreten, lernen sie was gute und was schädliche Verhaltensweisen sind – das ist auch für Schrebergärtner wichtig.

Dass das erste Menschenpaar „wie Gott sein wollte“ und damit sich selbst an die Stelle Gottes setzen wollte, wie seit dem Mittelalter immer wieder behauptet wurde, stimmt nicht. Es wird lediglich gesagt, dass sie „wie Gott erkennen“ (V. 5),² das heißt verstehen wollen, was es mit Gut und Böse auf sich hat. Ihre Neugier auf eine ausgesprochen sinnvolle Erkenntnis tritt an die Stelle eines blinden Gehorsams. Die Geschichte handelt insofern von der unausweichlichen Emanzipation des Menschen, der seine Möglichkeiten und Fähigkeiten – und mit ihnen ihre Grenzen entdeckt. Dazu benötigt er die Weisheit, zwischen Gut und Böse unterscheiden zu können. Diese Unterscheidung hat gerade das Ziel, das Böse als schädlich zu erkennen und zu meiden. Die Geschichte vom ersten Menschenpaar berichtet also von einem Sündenfall, der keiner war, und einem Gebot, das keinen Sinn macht. Der Mensch erweitert seine Spielräume, wird damit aber zugleich für sein Tun verantwortlich. Er muss sorgsam abwägen, was er tut und welche Folgen sein Handeln hat.

Die Geschichte zeigt, dass jede Emanzipation ihren Preis hat. Selbstständigkeit und Eigenverantwortlichkeit sind ein mühevolleres, ja schweißtreibendes Geschäft, weshalb wir manchmal der Unfreiheit den Vorzug geben. Sich eine eigene Meinung zu bilden, ist anstrengender, als nachzusprechen, was andere uns vorsagen. Von Unmündigkeit zeugt auch die Verharmlosung einer Diktatur. „Ostalgie“ zum Beispiel ist die Chiffre für ein Leben, das sich in vermeintlich bequemer Unfreiheit und in der Geborgenheit eines zwangskontrollierten Kollektivs mit staatlicher Rundumversorgung abspielte. Aber um welchen Preis! „Man muss sich die Freiheit nehmen, sie

² Der Vers wird in fast allen Bibelübersetzungen falsch wiedergegeben (sogar noch in der Neuen Zürcher Bibel von 2007). Wörtlich heißt es im hebräischen Text: „Ihr werdet wie Gott um Gut und Böse wissen“. Die christlichen Übersetzungen verdanken sich der dogmatischen Tradition, die seit Augustin das Sein-Wollen-wie-Gott (als „Hybris“) zur Definition der Sünde erhob. Der intendierte Sinn des hebräischen Texts ist weitaus subtiler.

wird einem nicht gegeben“, hat die Malerin Meret Oppenheim einmal gesagt. Das ist die Geschichte von Adam und Eva.

Die Erzählung vom verlorenen Paradies ist tiefgründiger, als es den Anschein hat. Der Ungehorsam gegen Gott ist die eine Sache, Emanzipation und Eigenverantwortlichkeit die andere. Der Prozess, den Gott mit den Menschen wegen der nützlichen Übertretung eines Gebots führte, hätte jedenfalls eine zweite Instanz verdient. Der Mensch ist als Ebenbild seines Gottes auf die Erkenntnis von Gut und Böse angewiesen. Nur so lässt sich unsere Welt menschenwürdig, solidarisch und geschwisterlich gestalten.

Mittwoch, 11. November 2009 **Vom Staunen (Psalm 8)**

„Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst und auf ihn achthast“, heißt es in einem alten Gebet, in Psalm 8. Beim Nachdenken über die wunderbare Ordnung der Schöpfung gerät dieser anonyme Beter ins Staunen über sich selbst und die Gattung „Mensch“. Diese Ode auf Gott und sein Ebenbild ist das schönste Gedicht über den Menschen im Alten Testament. Er empfindet sich hier als Teil des Ganzen, als Bestandteil der Schöpfung, und ist doch gleichzeitig ihr weiser Verwalter und eine Art „Vorgesetzter“ aller Lebewesen. Das müsste uns das Staunen lehren, sagt dieser Psalm.

Wenn wir heute nicht mehr in gleicher Weise staunen können, dann liegt das unter anderem daran, dass wir den biblischen Bezugspunkt des Stauens verloren haben: Das Geschöpf Mensch hat oft kein Verhältnis mehr zu seinem göttlichen Schöpfer, den er doch auf Erden zu vertreten hat. Für den Beter des 8. Psalms aber ist der Mensch nur eine Handbreit von seinem Schöpfer entfernt. *„Du, Gott, hast ihn nur wenig niedriger gemacht als dich selbst, Gott, mit Würde und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt. Du hast ihn zum Herrn gemacht über das Werk deiner Hände“*, ist da zu lesen. Hier ist mitten im Alten Testament von der Menschenwürde die Rede. Nach Auskunft des Psalms besteht sie darin, dass Gott uns Menschen nahe ist, näher als irgendeinem anderen Geschöpf. Dass wir um diese Beziehung wissen und sie im Glauben gestalten können, dass wir bei Gott eine Adresse für unsere Dankbarkeit finden – das ist ein Alleinstellungsmerkmal der menschlichen Spezies.

Dieser Glaube und Wissenschaft schließen einander nicht aus. Wer sich auf die Astrophysik versteht, kommt dem staunenden Beter des 8. Psalms manchmal sehr nahe. Denn auch die Physik versucht, vom Ganzen des Universums her das kleinste Detail des irdischen Lebens zu begreifen. Aber so genau man dabei auch rechnen und beobachten mag: Am Ende bleibt von der Erde doch nur eine kleine Delle im Weltraum übrig. Eine unbedeutende Krümmung von Raum und Zeit, gerade groß genug, um dem Raum genügend Zeit zu geben, dem Leben in der unendlichen Weite eines kalten Weltraums Asyl zu gewähren.

Dafür ist unsere menschliche Geschichte, biologisch betrachtet, gewiss eine grandiose Erfolgsstory. Aber sie ist auch unheimlich. Wir komponieren Symphonien und Choräle, errichten aber auch Konzentrationslager und morden im Namen Gottes, des Barmherzigen.

Nach dem 8. Psalm ist der Mensch Gottes irdischer Repräsentant, sein Stellvertreter. Nur in dieser Entsprechung sind wir ganz bei uns selbst, sind wir Wesen, über die sich zu staunen lohnt. Unsere Herrschaft über die Erde darf darum keine selbstsüchtige Tyrannei sein. Die Erde und ihre Geschöpfe sollen es gut haben bei uns – so gut wie wir es bei Gott haben. Das sind die Spielregeln des Staunens in diesem alttestamentlichen Hymnus. Von Sünde spricht die Bibel, wenn wir Gott als unseren Auftraggeber aus dem Blick verlieren und anfangen, selbstsüchtig zu handeln. Das geschieht, wenn wir unser Leben einzig ökonomischen Zwecken unterordnen und Menschen dann nur noch als Kostenfaktoren, Steuerzahler oder als Empfänger von Transferleistungen in den Blick geraten. Ohne unseren Gottesbezug, der im 8. Psalm so innig besungen und bestaunt wird, verlieren wir unsere Würde. Dann staunen wir nicht mehr über Gott, sondern nur noch über Aktienkurse. Und das Gotteslob wird durch die unheilige Liturgie der Habsucht von Boni-Rittern ersetzt.

Der 8. Psalm weiß um das Unheimliche aller menschlichen Herrschaft. Er ist darum zwar ein Loblied über, aber nicht *auf* den Menschen. Sehr bewusst gilt das Lob ganz alleine Gott. Und darum heißt es am Anfang und am Ende dieses Psalms zwei Mal ausdrücklich: „*Herr, wie herrlich ist dein Name in aller Welt*“ – sein Name, nicht der Unsere!

Vielleicht ist ja das Problem für den modernen Menschen mit diesem Psalm, dass wir vor lauter Fähigkeiten und Möglichkeiten nicht mehr so staunen können. Von den Kindern könnten wir es sicher wieder lernen: Dass die Welt ein mit allen Sinnen wahrnehmbares Wunder ist, und dass jeder lausige Käfer, der am Boden krabbelt, ein guter Grund ist, stehen zu bleiben und alles andere um sich herum zu vergessen. Alles – außer das Staunen.

Donnerstag, 12. November 2009 Mitleid statt Rache (2. Samuel 13)

Die Bibel erzählt nicht nur erbauliche Geschichten. In ihr begegnen auch Lüge, Verrat und Gewalt. So wie die royale Skandalgeschichte von Amnon und Tamar aus dem 2. Samuelbuch (Kapitel 13). Amnon, ein Prinz und Anwärter auf die Königswürde, erliegt seinen sexuellen Phantasien über seine Halbschwester Tamar. Sie verdichten sich zu einem perfiden Plan. Er simuliert eine Krankheit und lockt damit die noch sehr junge Prinzessin ans Krankenbett. Sie sind allein. Amnon vergewaltigt sie, obwohl sie ihn um Gnade anfleht. Nach vollbrachter Tat verwandelt sich die Begierde des Prinzen Amnon in abgrundtiefen Hass gegen sein Opfer. Sie

wird daraufhin verstoßen und erfährt auf diesem Wege zum zweiten Mal häusliche Gewalt.

Das Drama setzt sich fort. Absalom, der Bruder der vergewaltigten Tamar, übt blutige Rache und bringt seinen Halbbruder auf heimtückische Weise um. Der Mörder muss fliehen. Später wird er begnadigt, kehrt zurück und reißt die Macht an sich. Absalom stirbt schließlich, hochdramatisch, als sich seine Haare auf der Flucht vor den Truppen seines Vaters David in einem Baum verfangen.

„Wer das Schwert ergreift, wird durch das Schwert umkommen“, hat Jesus einmal gesagt (Mt 26,52). Die Geschichte von Amnon, Tamar und Absalom zeigt, wie Gewalt sich immer mehr verselbstständigt und eine ganze Familie in den Abgrund reißt. Dabei gehört zur psychologischen Stärke der Erzählung, dass sie die Grenzen zwischen Tätern und Opfern durchlässig macht. Opfer bringen neue Täter hervor und diese werden wieder zu Opfern der von ihnen entfesselten Rache. Zum Schrecken der Gewalt gehört ihre „ansteckende“ Wirkung.

Es ist eine komplexe Geschichte. Sie wirft kein gutes Licht auf den großen König David, der durch seine Untätigkeit alles nur schlimmer macht. Macht und Machtmissbrauch liegen hier eng beieinander – vor allem gegenüber den schwächsten Gliedern einer Familie. Und es ist die Geschichte von einer Frau, die erst das Opfer häuslicher Gewalt ist und danach nur noch als Objekt eskalierender Rache gehandelt wird. Niemand scheint Mitleid mit dem jungen Mädchen zu haben. Hilfe erfährt sie an keiner Stelle, weder von ihrem zaudernden Vater David noch von ihrem rachsüchtigen Bruder Absalom.

Warum erzählt das Alte Testament eine solche Geschichte? Zum einen, um zu zeigen, warum schließlich Salomo, ein Außenseiter in der Thronfolge, anstelle seiner „missratenen“ Brüder den Thron seines Vaters David bestieg. Salomo – so die Erzählung – ist am Ende der bessere König. In einem anderen Fall von häuslicher Gewalt wird er später ein „salomonisch“ genanntes Urteil fällen (1. Kön 3,16–28).

Die Geschichte von Tamar und ihrem Vergewaltiger sagt zugleich, dass der Raum der Familie durch notwendige Tabus geschützt werden muss. Verantwortliche dürfen nicht weggesehen, wenn Schutzbefohlenen Gewalt angetan wird. Aber gerade innerhalb der Familien stößt man häufig auf ein Nicht-so-genau-wissen-wollen. Eine geschmeidige Lebenslüge ist oft bequemer als die Konfrontation mit schrecklichen Wahrheiten.

So fern ist uns diese Geschichte nicht. Viele Mädchen und auch Jungen werden Opfer häuslicher Gewalt. Oder sie werden auf der Straße überfallen, wie die neunjährige Cassandra, die vor wenigen Wochen von einem Jugendlichen halbtot geschlagen und in einen Gully geworfen wurde. Wenn wir das hören, dann kommen auch in uns Gedanken von Rache und Vergeltung auf. Die biblische Erzählung verwirft aber die Rache als untauglich. Sie zeigt: Katastrophen werden durch sie nur noch schlimmer.

Wer Rache fürchten muss, findet auch keinen Raum für Reue. Jeder Mensch ist für seine Taten verantwortlich – gewiss. Aber ihnen ins Auge

blicken kann ich nur, wenn hinter ihnen ein gnädiger Gott auf mich wartet. Einer, der keine Rache sucht, sondern Umkehr ermöglicht. Damit die Gewaltspirale durchbrochen wird. Als Zeichen dafür steht das Kreuz Christi unübersehbar in unseren Kirchen. Angesichts brutalster Gewalt hat Gott auf Rache verzichtet und das Kreuz so zu einem Zeichen der Umkehr und des Racheverzichts gemacht. Das ist die Pointe des Evangeliums.

Samstag, 14. November 2009 **Gerechtigkeit (Habakuk 2, 4 / Römer 1, 17)**

Sie haben eine solche Statue sicher schon einmal gesehen. Oft hängt sie über dem Eingang von Gerichtsgebäuden und zeigt eine Frauengestalt, die nach der römischen Göttin Iustitia benannt ist. Iustitia bedeutet „Gerechtigkeit“. Ihre Augen sind in der Regel verbunden, und in ihrer Hand hält sie eine Waagschale. Das Bild soll nach landläufiger Vorstellung die Unabhängigkeit des richterlichen Urteils auf der Grundlage sorgsam abgewogener Argumente in einem Rechtsstreit darstellen. Kaum jemand weiß, dass diese Darstellung ursprünglich nicht Unparteilichkeit darstellte. Vielmehr handelt es sich um eine Verballhornung der Iustitia, die in der Antike zunächst mit unverbundenen Augen dargestellt wurde. Sie sollte ja sehen, genau hinsehen, bevor sie Recht sprach. Verbundene Augen erhielt die römische Göttin erst nachträglich, weil man die Erfahrung machte, dass die Justiz keineswegs immer unabhängig und unparteilich war. Durch die verbundenen Augen der Göttin machte man sich über die „blinde Justiz“ lustig, die das Recht beugte, weil sie es nicht sehen wollte.

Als Forderung an die Politik sowie im Rahmen sozialer Konflikte ist der Ruf nach Gerechtigkeit schnell bei der Hand. Er setzt in der Regel das Gefühl des Gegenteils, also der Ungerechtigkeit voraus. Was „Gerechtigkeit“ im Zusammenhang des Glaubens der Bibel meint, ist heute dagegen weitgehend unbekannt. Was meint das Evangelium, wenn es uns zusagt, dass ein Mensch einzig aufgrund seines Glaubens an Jesus Christus vor Gott „gerecht“ ist?

Gerechtigkeit ist im Alten und Neuen Testament keineswegs mit der Forderung nach einem bestimmten menschlichen Verhalten identisch. Gerechtigkeit ist vielmehr Teil eines Ordnungsgefüges, das Gott und Welt zueinander in Beziehung setzt. Im Alten Orient wurden die Taten und die Tatfolgen der Menschen eng aufeinander bezogen. Der Mensch lebte automatisch in der Sphäre seiner guten oder bösen Taten, die auf ihn zurückwirkten. Gerechtigkeit war in der Bibel und ihrer Umwelt dabei Ausdruck einer intakten Beziehung. Sie drückte Wohlwollen, Loyalität und Solidarität zwischen zwei Partnern aus. Gerechtigkeit hat man nicht, Gerechtigkeit besteht: Als positives Beziehungsverhältnis zwischen Mensch und Mitmensch, aber auch zwischen einem Menschen und Gott. Wer jemanden für gerecht erklärte, sagte damit immer auch: Ich akzeptiere dich, so wie du

bist; zwischen uns ist nichts Trennendes. Ein einzelner Mensch konnte also erst dann gerecht sein, wenn ein anderer ihm das zuerkannte.

In unserer Kultur ist Gerechtigkeit mit der Vorstellung von einer gerechten „Vergeltung“ oder einem „unparteilichen Urteil“ verbunden, das Belohnung *und* Bestrafung enthält. Von Gottes Gerechtigkeit ist in der Bibel aber nie im Zusammenhang von Bestrafung die Rede. Sie ist auch nicht unparteilich wie – im günstigsten Fall – die römische Iustitia. Vielmehr ist sie im besten Sinne „parteilich“. Denn Sie ist eine Macht, durch die Gott rettend in menschliches Leben eingreift und Unheil abwendet, auch wenn wir es selbst verursacht haben. An einer „gerechten Strafe“ ist die Gerechtigkeit Gottes nicht interessiert. Sie begegnet ausschließlich in heilvollen Zusammenhängen, ist eine Leben schaffende Kraft. Sie ist zugleich „rettende Gerechtigkeit“, wie der Apostel Paulus in Anlehnung an das Alte Testament schreibt. Wenn Gott uns für gerecht erklärt, dann bewahrt uns diese Gerechtigkeit gerade vor Strafen aller Art, die wir zu fürchten hätten.

So stößt man in der Bibel auf das Paradox, dass Gerechtigkeit manchmal *gegen* das Recht, also in Form eines „Rechtsverzichts“ durchgesetzt werden kann. Dann gilt Gnade vor Recht. Und das ist in der Bibel ausgesprochen häufig der Fall. Der häufig kritisierte „Richtergott“ des Alten Testaments, der angeblich so strafversessen ist, ist ein Phantom und weitgehend eine antisemitische Erfindung. Gottes Gerechtigkeit zielt nicht auf Bestrafung, sondern auf die Herstellung befriedeter Beziehungen. Er richtet nicht hin, sondern her. Seine Gerechtigkeit müssen wir also nicht fürchten, eher ihre Abwesenheit. Dann bleiben wir nämlich ganz uns selbst überlassen. Da gnade uns Gott.